Nr. 38 Leipzig, den 11. September 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Gott ist die Liebe. 2 — Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche. Skizzen zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte nach Origenes: 3. Mission. Verhältnis zu Heidentum, Staat und Judentum — Herders Bruch mit Goethe, eine Abrechnung zwischen klassisch-ästhetischer und christlich-moralistischer Weltanschauung. 2. Geschichte ihrer Entfremdung — Religion und Religionsunterricht auf den höheren Schulen — Der Gustav-Adolf-Verein — Das christliche Bekenntnis und die Germania. Zur Entgegnung — Verschiedenes: Evangelische Arbeitervereine; Deutscher Kirchengesangverein; Allgemeine lutherische Konferenz in Hamburg; Der Geistliche und die moderne Gesellschaft; Druckfehler

Gott ist die Liebe

1. Joh. 4, 16

2

Gott ist die Liebe! — Wo aber wird dieser Gott uns offenbar und was giebt uns das Recht, mit solcher Freudigkeit von ihm zu reden? Durchzieh' die ganze Welt vom Aufgange bis zum Niedergange, steige hinauf auf den Gipfel der höchsten Berge und laß dich hinab in die untersten Tiefen der Erde. Viel Schönes und Großartiges wirst du schauen auf deinem Wege; oft wirst du staunend und bewundernd verweilen; oft wird dein Auge wie geblendet sein von all der Pracht und Fülle. Aber den Gott, den deine Seele sucht, wirst du nicht finden. Manchmal wirst du ihn zu haben glauben, wenn an sonnigem Frühlingstage alles so freundlich dich anlacht, alles in so wunderbarem, harmonischem Frieden vor dir liegt, alles in solch üppiger, hoffnungsfrischer Fülle dich umgiebt, alles darnach angethan ist, ein Menschenherz fröhlich und glücklich zu machen. Aber ganz andre Gedanken werden dir kommen, wenn das Wetter daherbraust und du wehrlos und ohnmächtig zusehen mußt, wie der Hagel erbarmungslos die Saaten zerdrischt, wie die wilde Flut die Aecker verschwemmt, wie die entfesselte Wut der Elemente allem Werk und Wesen der Menschen den Untergang droht. Hast du dann nicht einen andern Halt, daran dein Glaube sich aufrecht halten kann, dann wird er zusammenbrechen und hilflos deiner Verzweiflung dich überlassen.

Der Gott, auf dessen ewige, unwandelbare Liebe wir vertrauen, die keinem Wechsel unterworfen ist, der wird uns allein in Christo offenbar. Er ist der klare Spiegel, der uns den Abglanz der Herrlichkeit Gottes zeigt. Er ist das lebendige Wort, das Gott zu den Menschenkindern geredet und darin er sein innerstes Wesen uns kundgethan hat.

Wie ist das gemeint? Gewiß nicht so, als habe der Herr bloß durch die Rede seines Mundes uns die Geheimnisse Gottes erschlossen und seine Verborgenheit ans Licht gebracht. Was wäre uns damit geholfen? Wer möchte so manchem Augenschein zum Trotz den kühnen Gedanken wagen, daß droben in der Höhe ein Vaterherz für uns schlage, wenn er keine andre Bürgschaft dafür hätte, als die Versicherung eines so armen, so ungelehrten Menschenkindes? Woher nähmen wir die Gewißheit, daß wir es dabei mit etwas Besserem zu thun hätten, als mit einem schönen Einfall, der dem Zimmermannssohne von Nazareth in dem stillen, ungestörten Frieden seiner väterlichen Hütte ja vielleicht hat kommen mögen? Haben wir nichts als eines Propheten begeisterte Rede, dann ist unser Glaube an den Gott der Liebe doch nur auf Sand gebaut und wird in den Stürmen des Lebens nicht Stand halten können.

Aber der Herr ist mit der That für die Wahrheit seines Evangeliums eingetreten. Sein Leben ist uns der ewige Quell der Offenbarung unsers Gottes geworden. Willst du das Angesicht deines Gottes schauen, dann blicke um achtzehn Jahrhunderte zurück, blicke hin auf den Winkel der Erde, den seitdem die dankbare Erinnerung das heilige Land zu nennen pflegt. Siehe, dort wandelt die Liebe Gottes über die Fluren und Triften Galiläas; dort sammelt sie die Armen und Elenden zu ihrem Ehrengeleit, ruft die Mühseligen und Beladenen herzu, um sie zu erquicken, läßt die Kindlein zu sich kommen, herzt und segnet sie, verschmäht es nicht, der Zöllner und Sünder Geselle zu heißen, läßt es sich gefallen, das Gewand des Bettlers zu tragen, nicht zu haben, wohin sie das Haupt lege, wird nicht müde allem Undank, aller Mißachtung, aller Verkennung und Anfeindung zum Trotz, nimmt endlich gar das Kreuz auf sich und vergießt ihr Herzblut um unsertwillen. Siehe, Israel, da hast du deinen Gott: da thut sich dir der Himmel auf: da falle nieder und bete an.

Oder öffne deine Augen und schaue um dich her. Die Liebe Gottes hat die Erde nicht wieder verlassen. Unmittelbar ist sie dir nahe. Strecke deine Hand aus, daß du sie greifen könnest. Wo ein schlichtes Menschenkind recht und schlecht sein Tagewerk thut „ohn' Eigennutz und Heuchelschein"; wo eine arme Magd gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt, auch da sie sich unbeachtet weiß; wo ein Handwerksmann an seiner Arbeit keinen Makel duldet, auch da er ihm nicht nachgerechnet, nicht überwiesen werden kann; wo ein Hausvater, eine Hausmutter ihrem schönen Namen Ehre machen und ihrer Hausgenossen Wohl und Wehe auf treuem, sorgendem Herzen tragen; wo ein Mensch seinem Widersacher ehrlich die Hand zur Versöhnung bietet und feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln sucht; wo ein Reicher sein Haus zu einer Quelle des Segens werden läßt für viele und den Wert seines Reichtums darin erkennt, daß er wohlthun und erfreuen kann; wo eine Witwe ihr Scherflein in den Gotteskasten legt und in ihrer Armut noch Aermere zu finden weiß; wo ein Kranker still und geduldig auf seinem Lager bleibt und mehr an die Mühe, die er bereitet, als an die eignen Schmerzen denkt — da spürst du auch einen Hauch des Geistes Jesu Christi, da weht auch der Odem der Liebe Gottes dir entgegen. Hast du hier aus der Quelle geschöpft, bist du in Christo und in dem Leben seiner Gemeinde deines Gottes gewiß geworden, dann wird dich die Zuversicht zu seiner Liebe nicht wieder verlassen, und du wirst es glauben, daß sie auch dann über dir wacht, wenn deines Fleisches Sinne nichts von ihr merken und fühlen. D

Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche

Skizzen zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte nach Origenes

3. Mission. Verhältnis zu Heidentum, Staat und Judentum

Versuchen wir nunmehr uns das Bild der kirchlichen Verhältnisse anschaulich zu machen, welches uns die Schriften des Origenes bieten. Wir werden uns vielfach auch im einzelnen an den Wortlaut seiner Urteile halten. Wir achten auf die

Stellung der christlichen Kirche gegenüber Heidentum und Staat, Judentum und ketzerischen Richtungen, auf die Verfassung und die Beamten der Kirche, auf Predigt, Liebesthätigkeit und Kirchenzucht, und endlich auf den Stand der christlichen Sittlichkeit im allgemeinen. So gewinnen wir eine Skizze des kirchlichen Lebens für die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts.

Der Stand der christlichen Mission ist ein außerordentlich günstiger. Unzählige Gemeinden sind überall zerstreut. Der ganze Erdkreis füllt sich mit Bethäusern. Hügel und Berge hat das Wort Gottes überschritten. In kurzer Frist hat es die abergläubige Welt erobert und zur Erkenntnis des wahren Gottes gebracht, über alle die großen Reiche hinziehend und zur Annahme der göttlichen Religion sie nötigend. Auch die kleineren Reiche hat es unterworfen und zur Frömmigkeit des wahren Kultus geführt; von Ort zu Ort, von Reich zu Reich, von Provinz zu Provinz ist die Predigt des Evangeliums gezogen. So ruft jetzt um der Gemeinden willen, welche der Welt Grenzen inne haben, die ganze Erde mit Freuden den Gott Israels an und ist teilhaft der Güter an allen Enden. Freilich haben doch noch viele Völker, nicht nur barbarische, sondern auch kultivirte, bis jetzt das Wort der Christenheit nicht gehört. Noch soll das Evangelium nicht bei allen Aethiopiern, zumal jenseits des Flusses, nicht bei den Serern und im fernen Morgenlande gepredigt sein. Auch bei den Britanniern, bei den Germanen, bei den barbarischen Daziern, Sarmaten und Skythen hat die Mehrzahl es noch nicht vernommen. Im römischen Reiche selbst aber ist das Wort bereits gepredigt in allen Städten und Dörfern und Ortschaften; und nicht bloß ungebildete, einfache und geringe Leute haben es angenommen, sondern auch eine Anzahl Gebildeter, unter ihnen einige Philosophen; und nicht bloß Leute, die vorher völlig lasterhaft gelebt, sondern der Mehrzahl nach solche, die schon vorher Ehrenmänner waren. Außerdem giebt es manche einflußreiche und hochgestellte Persönlichkeiten, welche, wiewohl selbst weder Christen noch sittlich untadelhaft, doch der Kirche in jeder Weise Wohlthaten und Unterstützung gewähren, sodaß sie der besondern christlichen Fürbitte wert erscheinen.

Auch in die Missionspraxis jener Zeit läßt uns Origenes einige Blicke thun. Die Christen, so sagt er, sind nicht lässig, auf der ganzen Erde das Wort auszubreiten. Einzelne durchziehen nicht allein die Städte, sondern auch Dörfer und einzelne Gehöfte, nicht um Reichtum zu sammeln, da sie oft nicht einmal die notdürftigste Nahrung zum Lohn annehmen. Vom Mangel bedrückt, würden sie sich mit dem Notwendigsten begnügen, auch wenn man ihnen weit über das Maß der Notdurft anbieten wollte. Jetzt vielleicht, so setzt Origenes hinzu, wo unter der Menge der Gläubigen auch einige Reiche und Würdenträger sind und vornehme und edle Frauen die Prediger des Wortes gern hören, kann man wohl sagen, daß einige aus Ehrgeiz die christliche Lehre verkünden. Aber für den Anfang, als es noch gefährlich war, zumal für die Lehrer, ist der Verdacht unbegründet, und auch jetzt noch ist die Schmach bei dem großen Publikum in der Regel größer als der Ruhm bei den Glaubensgenossen, und selbst bei diesen ist der Ruhm nicht immer sicher. Dann erzählt uns Origenes, daß solche Prediger etwa an Stellen berühmter heidnischer Schriftsteller von sittlichem und gutem Inhalt anknüpften. Sahen sie Voreingenommenheit gegen den christlichen Namen, so begnügten sie sich zunächst mit der Anerkennung jener sittlichen Wahrheiten von seiten ihrer Zuhörer. Fanden sie Entgegenkommen, so leiteten sie direkt zum Evangelium über. Erreichte man seinen Zweck nicht völlig, so strebte man wenigstens darnach, alle zur Anerkennung der jenseitigen Vergeltung zu bewegen. Von den Beschränkten und Unreifen forderte man zunächst Autoritätsglauben; die andern suchte man durch Fragen und Antworten zu überzeugen. Uebrigens aber beobachtete man die Einzelnen, ehe man sich genauer mit ihnen einließ, hinsichtlich ihres Wandels, schickte der Aufnahme in die Gemeinde eine lange Zeit der Prüfung und des Unterrichts voraus und machte solche, die in schwere Sünden gefallen waren, nie zu Gemeindebeamten.

Die Stimmung gegen Kaiser und Staat ist bei Origenes wie in der ganzen alten Kirche eine durchaus ruhige: stark passiv, aber in keiner Weise revolutionär. Wie andre Kirchenväter, erkennt auch er es an, daß durch das allumfassende römische Weltreich die beständigen Kriege beendet seien: seit der Geburt Christi sei „Frieden auf Erden." Die Gesetze der Römer, der Athener und Spartaner nennt er eleganter und vernünftiger, als die wörtlich verstandenen jüdischen Gesetze, wenn er auch an anderm Orte diese den ersteren wieder vorzieht. Gegen die Fürsten und weltlichen Gewalten soll man nichts Feindliches unternehmen, sondern in Ruhe und Frieden Gerechtigkeit und Frömmigkeit üben. Jeglicher Widerstand gegen die Obrigkeit würde die heilige Sache beflecken und den Verfolgungen Berechtigung geben. Kaiserkultus und Kriegsdienst werden freilich verweigert; aber, so sagt Origenes, „wenn wir unsre Hände rein und unbefleckt erhalten, so streiten wir mit unsern Gebeten für diejenigen, welche rechtmäßige Kriege führen, und dienen so dem Kaiser besser, als durch äußeren Waffendienst." Die langen Friedenszeiten veranlassen Origenes sogar zu bittern Klagen und scharfer Bußrede: „Fürwahr, wenn wir aufrichtig, vorurteilsfrei und nicht nach dem Zeitgeist die Verhältnisse prüfen, so mangelt uns jetzt der Glaube. Damals gab es noch Gläubige, als uns noch Martyrien zu Teil wurden, als wir von den Friedhöfen und Richtstätten her zu den Versammlungen kamen und die ganze Gemeinde unerschüttert zugegen war, wenn die Katechumenen an den Marterstätten unterrichtet wurden, an den Sterbestätten derer, welche die Wahrheit bis zum Tode bekannten, furchtlos und fest. Damals geschahen große Zeichen und Wunder. Damals waren der Gläubigen wenig; aber wahrhaft gläubig wandelten sie auf dem schmalen Wege zum Leben. Heute sind wir zahlreich geworden; aber nur wenige aus der Menge derer, die fromm sein wollen, kommen zur Seligkeit Gottes." Und Origenes glaubt, daß die Märtyrer im Himmel als fürbittende Priester walten. Deshalb fürchtet er, daß, seitdem die Märtyrer fehlen, auch die Sündenvergebung selten werde. Weil kein Opfer von Märtyrern mehr dargebracht wird, bleibt unsre Sünde auf uns; denn nicht verdienen wir, um Christi willen eine Verfolgung zu leiden. „Deshalb will auch der Teufel uns keine öffentliche Verfolgung von seiten der Heiden mehr erregen; denn er weiß, daß durch das Märtyrertum Vergebung der Sünden gewonnen wird, und daß wir, um des Namens Christi willen, vor Könige und Statthalter geführt, Juden und Heiden zum Zeugnis, rechte Freude und im Himmel großen Lohn erwerben." Und in der Verfolgungszeit predigt er: „So sehen wir, wie heilsam die Verfolgungen den Christen sind, wie viel Gnade sie mit sich bringen, wie Gott selbst ihr Vorkämpfer wird und reichlich seinen heiligen Geist ausgießt. Denn dann vor allem ist Gottes Gnade nahe, wenn der Menschen Grimm um uns wütet, und dann haben wir Frieden bei Gott, wenn wir von den Menschen um der Gerechtigkeit willen bekämpft werden." Aber Origenes kennt auch eine andre Betrachtungsweise: „Wenn die Kirche Verfolgung und Drangsal leidet, sagt er, so scheint ihr himmlischer Bräutigam fern von ihr; wenn sie in Frieden gedeiht und an Glauben und guten Werken blüht, dann erkennt man seine Gegenwart."

Die Märtyrer rühmt und schätzt er sehr: sie gewinnen wahrhaft ihr Leben, sie empfangen die Bluttaufe, sie erhalten die Sündenvergebung, sie dürfen sicher auf ewiges Leben hoffen, sie kämpfen die Schlachten Christi, in ihnen wird Christus selbst gerichtet und verurteilt. Und Origenes kennt Märtyrertum und Verfolgung gar gut. Mehr als einmal hat er Zeiten erlebt, wo Krieg, Hungersnot, Pestilenz, Erdbeben selbst von den gebildeten Leuten den Christen Schuld gegeben wurden, sodaß bald hier, bald dort die Wut der Verfolgung entbrannte, wo Juden und Heiden, Kaiser, Senat, Statthalter, Heer, Philosophen und Pöbel sich zur Vernichtung des Christennamens verbanden. Die Gläubigen, oft von ihren Angehörigen bitter gehaßt, verloren Eltern, Geschwister, Aecker, Häuser, Vermögen, und besonders wo wenige Christen waren, tobte der Grimm der Feinde. Die aber, in deren Herzen die Liebe Christi reichlich ausgegossen war, boten sich freiwillig und kühn ihren Verfolgern als Opfer dar zu Marter und Tod. Selbst Weiber und zarte Jungfrauen sah man oft die Martern der Tyrannen standhaft dulden. Aber vor eigenwilligem Drängen zum Märtyrertum warnt Origenes, weil man des Ausganges nie völlig gewiß sei und weil man

die Widersacher nie reizen solle; Flucht und Vorsicht in der Verfolgung billigt er. Aber an dem Siege der Sache zweifelt er nicht. Mitten in der Verfolgungszeit schließt er eine Predigt also: „Es haben sich verbündet die Könige der Erde, der Senat, das Volk, der Adel der Römer, den Namen Jesu zu vernichten und Israel zugleich. In ihren Gesetzen haben sie die Existenz der Christen verboten. Jede Stadt, jeder Stand kämpft gegen den christlichen Namen. Aber wie damals alle Könige gegen Jesum nichts vermochten, so werden jetzt Fürsten und feindliche Mächte nicht wehren, daß das Christenvolk immer weiter und weiter sich ausbreite."

Die heftigsten Verfolger sind die Juden. Wohl nennt Origenes einmal Kirche und Synagoge Schwestern, aber sonst ist das Bewußtsein des schärfsten Gegensatzes vorherrschend. Die Juden richten, so klagt er, ihren Haß nicht gegen die Heiden, die Götzendiener, sondern immer wieder trifft ihre unauslöschliche Wut die Christen. Wie Löwen im Dickicht, so stellen sie Jesu und seinen Gläubigen nach. Uebertritte vom Judentum zum Christentum, wie der jenes Rabbiners, von dem Origenes erzählt, werden sehr selten gewesen sein. Die Judenchristen kommen in der Kirche kaum noch in Betracht. Ihre Gesamtheit schätzt Origenes auf kaum 144 000. Aber immer wieder kommt er auf die Geschichte des jüdischen Volkes zurück. In ihr erkennt er nicht nur die Wunderwege göttlicher Vorsehung und Erziehung, sondern auch das Urteil göttlichen Gerichts. „Das Volk der Juden ist verworfen," so ruft er aus. „Wie hoch und herrlich standen sie da, als sie noch den hohenpriesterlichen Stand, die Zeichen der Priesterwürde, die Dienste der Leviten, des Tempels Herrlichkeit, den Glanz der Propheten und die himmlischen Offenbarungen die ihren nennen konnten! Und nun? — Schmachbedeckt, ohne Tempel, Altar und Opfer, ohne Propheten, ohne Priestertum, ohne göttliche Heimsuchung, zerstreut über die ganze Erde und flüchtig — so sind sie, als habe ihr Vater ihnen ins Angesicht gespieen." Aber das alles ist, so sagt Origenes, geschehen, damit die Schwachen im Glauben nicht zweifelhaft würden, wo die Wahrheit sei und die Erfüllung der Weissagung. Aber auch die Juden selbst sollen darauf merken. „Gefallen ist," so ruft er aus, „gefallen ist Jerusalem, zerstört der Tempel, dahin der Altar, sodaß man jetzt weder auf dem Berge Garizim noch in Jerusalem anbetet, sondern überall im Geist und in der Wahrheit. Darum, wenn du zum irdischen Jerusalem kommst, Sohn Judas, und es zerstört in Staub und Schutt findest, weine nicht, wie ihr jetzt mit kindischem Sinne thut. Klage nicht, sondern suche statt des irdischen das himmlische. Aufwärts blicke: dort wirst du das himmlische Jerusalem, unser aller Mutter, finden. Findest du den Altar verlassen, so traure nicht. Schaust du nicht mehr den Hohenpriester, so verzweifle nicht. Im Himmel steht ein Altar und vor ihm der Hohepriester zukünftiger Güter, von Gott erwählt nach der Weise Melchisedeks. So ist euch durch die Güte Gottes das irdische Erbe genommen, damit ihr euer Erbe im Himmel suchet!" — Die Zähigkeit jüdischen Hoffens hat Origenes freilich unterschätzt: noch heute ertönen in Jerusalem an der Klagemauer täglich die Seufzer jüdischer Pilgrime, welche die vergangne Gottespracht zurücksehnen.

Von den Separatisten und Ketzern redet Origenes verhältnismäßig selten. Häufig polemisirt er gegen die Marcioniten, Basilidianer, Valentinianer, Apellianer und Ophiten, also gegen die verschiedenen Richtungen und Zweige des Gnostizismus. Der Anhänger des Simon Magus und des Dositheus seien, so schätzt er, höchstens noch dreißig. Die Montanisten nennt er mit Verachtung die falschen Propheten Phrygiens. Und wenn er die abweichenden Richtungen auch vorsichtiger und billiger beurteilt als mancher andre Kirchenvater, so ist sein Urteil doch scharf genug. Mögen die Ketzer auch in einzelnen Punkten korrekt lehren und eine tadellose Sittlichkeit zeigen, es nützt ihnen nichts. Mögen sie wirklich nach Sitten und Gesinnung das Zeichen der geistigen Beschneidung tragen, vor Gott sind sie dennoch unbeschnitten. Nur wer der kirchlichen Glaubensregel folgt und der katholischen Großkirche angehört, ist im geistlichen Sinne ein Vollblutisraelit; wer zwar Christ, aber Ketzer ist, stammt von israelitischer Mutter und ägyptischem Vater. Endlich macht Origenes die sehr treffende Bemerkung, daß innerhalb der einzelnen Häresien immer wieder neue Häresien entständen: jede Separation trägt die Keime weiterer Separationen in sich.

W B

Herders Bruch mit Goethe,

eine Abrechnung zwischen klassisch-ästhetischer und christlich-moralistischer Weltanschauung

2. Geschichte ihrer Entfremdung*)

Es ist bekannt, daß Goethe es war, der in neidloser Anerkennung der einzigen Fähigkeiten Herders zur Anregung und Bildung vielseitiger Charaktere seinen einstigen Straßburger Freund und Mentor, der mit seelsorgerlicher Strenge sein inneres Leben kontrolirt hatte, in seine Nähe holte, in eine seiner geistlichen Begabung wie seinen allgemeinen pädagogischen und ästhetischen Trieben entsprechende Stellung. Aber kaum in Weimar angelangt, sah Herder sich genötigt, seine eignen Wege zu gehen: in seinen edelsten Bestrebungen fand er sich durch den jüngern Freund gekreuzt, im Einfluß auf die wichtigsten Kreise überflügelt.

War Goethe stutzig geworden über die bestimmte Art, wie Herder seine geistliche Rolle spielte, so war Herder verletzt durch die weltliche Art, wie Goethe seine Mentorrolle beim Herzog auffaßte. „Er mußte erleben, daß der Freund, den er von Straßburg her als Jünger zu betrachten gewöhnt war, ihm die erste Stelle in der Gunst des Herrn vorweggenommen hatte und diesen für ganz andre Dinge in Bewegung setzte." Man wird ihm wohl beipflichten, wenn er fand, daß Goethe seinen Zögling gar zu frei zu Exzessen kraftvoller Natürlichkeit und Ungebundenheit verleite, daß er bei der „zu gewaltsamen Umarbeitung" der frühern künstlichen Erziehung ihm einen Geist der Herrschsucht, der Anmaßung, der Verachtung aller Schranken der Sitte beibringe. Dazu kam die Eifersucht, die im ganzen Leben Herders von seiner verbitternden Jugend her eine so traurige Rolle spielte, in alle Blüten seiner reinen Menschlichkeit den Wurm brachte: „Er mußte erleben, daß der Herzog sich den Einwirkungen Lavaters zugänglich zeigte. Man suchte auswärts, was man ebenso gut und besser daheim hätte haben können. War er denn so gar nichts, sollte er denn ganz lahm gelegt werden? Ein schmerzliches, mit Eifersucht gemischtes Gefühl überkam ihn — er zog sich mißvergnügt von den beiden zurück" und „versperrte sich so selber die Möglichkeit, einen Einfluß auszuüben." So wird man allerdings schwerlich umhin können, mit Haym „die größere Schuld der Entfremdung in der hypochondrischen Empfindlichkeit, in der geflissentlichen Zurückziehung und dem maulenden Schweigen Herders zu erblicken." Allein gegen die kleinliche Auffassung, die man gemeinhin in schöngeistigen Kreisen von Herders unliebenswürdigem Charakter hat, dürfen wir ihn kräftig in Schutz nehmen: bei allen Berührungspunkten, die er mit Goethe hatte, bei allem geistigen Austausch über Volkspoesie und Dramaturgie — ein Zusammengehen war ausgeschlossen durch das Amt des Generalsuperintendenten. Nicht bloß die vornehme Hofhaltung des „Herrn Geheimrat," sondern auch der weltliche Ton, die sehr freie Bewegung in der Oeffentlichkeit, die laxe Gesinnung hielt ihn in der Ferne. „Er fand oder glaubte zu finden, daß Karl August und sein poetischer Mentor mit Verachtung auf den geistlichen Stand und auf alles herabsähen, was kirchliche und Schuleinrichtung hieß, und daß sie nichts lieber gesehen hätten, als ihn auch in diesen Ton einstimmen zu machen." Jedenfalls schien der selbst- und weltzufriedene Günstling der Hofwelt für Herders Bemühungen um die Hebung des religiösen und kirchlichen Lebens so gar nichts übrig zu haben. Welcher an diese höchsten Aufgaben seines Berufes hingegebene Geistliche kann sich nicht in die Stimmung Herders versetzen, die allerdings einseitig und engherzig war, wenn er in dem alten und im Grunde noch immer liebevollen Freunde nichts sah als den „Directeur des plaisirs, Schauspieldichter, Komödiant und Favorit des Herzogs"? [Herders Worte.]

*) Vergl. Haym, Herder II, 13 ff. 399 ff. 413. 516. 587. 614 ff. 744. 808 ff.

Welcher innigen Befreundung dieser schroffe Gegensatz Platz machte, als einerseits Goethes Wesen aus dem Sturm und Drang zu ernster Berufsarbeit abgeklärt, anderseits Herders Interesse von der theologischen auf die naturalistische Betrachtungsweise herübergegangen war — das haben wir gesehen; wir betonten aber, daß dabei die Kluft nur überdeckt wurde. Italien gerade, wohin Goethe den Freund dirigirt hat, damit er dort wie er selbst in „der Schönheit und Künste Vaterland“ sich verjüngte und in dieselbe Lebensluft mit ihm einginge, „Italien sollte den Unterschied beider Naturen zu Tage bringen.“ *) Die Briefe Herders aus Italien lassen erkennen,**) „welche nie ganz zum Schweigen gebrachte Vorstellungen und Empfindungen im Geheimen dies Verhältnis fortwährend bedrohten und belagerten. Es war das Gefühl, daß Goethe etwas für sich zurückbehalte, was in die Freundschaft nicht mit aufgehe, daß er der zuverlässigste Freund — aber daneben ein unberechenbarer Dichter, der edelste Mensch — aber daneben der Herr Geheimrat von Goethe sei.“ Es war aber noch mehr: es war der tiefe Gegensatz der Eindrücke, die Herder und Goethe in Italien empfingen, die entgegengesetzte Wirkung, die jener Kunsthimmel in Goethe und Herder hervorbrachte, daß „jener in Italien eine zweite Jugend erlebte, dieser aber gerade dort findet, er sei alt geworden.“ Meinte Goethe zuerst, daß der Freund „viel menschlicher“ reise als er selbst, mit „guter Art und reingewaschenem Auge“ [Goethe] so vielfach sehe; blieb er auch nachher, da Herder widrigen Reiseerfahrungen unmännlich und unentschlossen seine gute Laune opferte, der mildeste Entschuldiger seiner „Zartheit und Nachgiebigkeit“ — Herder empfand scharf und moralisch, was seine Auffassung und Empfindung von der Goethes trennte. Dieser lebte ungenirt, an keine Gesellschaftspflichten gebunden, als „Künstlerbursche“ [Goethe] im freien Element des Kunst- und Menschengenusses; er hatte „aus seiner eignen Erfahrung heraus die Aeußerung gethan, es werde dem Freunde erst dann in Italien recht wohl werden, wenn er zu lieben anfange;“ er hatte dies Lieben geübt mit derselben Freude an der bloßen, schönen Form, die er der Natur und Kunst gegenüber empfand; und das Verhältnis zu Christiane Vulpius war somit nur das Nachspiel seiner römischen Elegien. „Auf mich — beruhigte Herder seine besorgte Gattin — macht Italien nun einmal den ganz entgegengesetzten Eindruck.“ „Das einzige Gut, wozu ich aus Italien zurückkehre, ist, mit Dir und in Dir und mit den Meinigen vernünftig und freundlich zu leben.“ Der sonst wohl auch Versuchliches fand in weiblichen Reizen und in den Künsten der Gesellschaft, wird hier von keiner Frau gefesselt als von der Vestalin Angelika Kaufmann, deren ganzer Reiz ihre schöne Innerlichkeit war, die ihm Repräsentantin schien „jener von aller Buhlerei mit dem schönen Schein abgewandten, nur auf Natur und Unschuld, auf reine Sittlichkeit und sittliche Menschlichkeit gerichteten Empfindungsweise.“ So führt ihn die Reaktion gegen die Sinnlichkeit von außen zu ätherisch-unsinnlicher Gestimmtheit, zum brennendsten Heimweh nach der einzig Geliebten und nach der Häuslichkeit. „Ich fühle es, Buhlereien schicken sich nicht mehr für meine Jahre, und sie sind mir durch die Umstände meiner Reise ganz fremd geworden. Wo alles sinnlich ist, wird man unsinnlich; man sucht mit seiner Seele etwas, das man mit den Sinnen nicht findet.“

Drum nennt er sich auch einen „so kunstlosen Menschen.“ Eine erschöpfende Parallele giebt uns Haym über die Art, wie beide sich zum „Vaterland der Künste“ stellten; von der abstrakten Freude an der sinnlichen Schönheit bei Goethe, von der kritischen Stellung zu der ethischen Grazie bei Herder: „Goethe war nach Italien als in die rechte Heimat seines Geistes gekommen. Natur wie Kunst hatten dazu beigetragen, sein Gemüt auszuweiten und alle Falten herauszuglätten. Alles, was von Anschauungs- und Gestaltungskraft, von Sinnlichkeit und Genußfähigkeit in ihm lag, hatte der italienische Aufenthalt zu voller Entwicklung gebracht: er war sinnlicher und mehr als bisher Künstler geworden. Bei Herder gerade umgekehrt. Seine Sinnlichkeit und seine Empfänglichkeit für die Schönheit der Form als solche war niemals sehr entwickelt. Wie wenig, das erfuhr er jetzt zu seiner eignen Ueberraschung. Wie um sich von dem unbehaglichen Gefühl dieser seiner Unzulänglichkeit zu retten, warf er sich mit doppelter Stärke auf die in ihm so kräftig entwickelte Empfindung des Sittlichen. Er hatte mit diesem Organ auch die Gegenstände der Kunst zu packen, hatte ihnen, von der Oberfläche der Form in die Tiefe strebend, die Seele abzugewinnen versucht. Allein, weder Zeichner noch Anatom, hatte er ihnen viel mehr von seiner eignen Seele geliehen, die Gestalten mehr gedeutet als ausgelegt. Es war eine große Enttäuschung für ihn, als er in Neapel die mimisch-plastischen Künste der Madame Hardt sah. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er sah hier wie der schöne Schein sich ohne sittliche Seele herstellen lasse, sah, »wie entfernt man vom wahren Sentiment jeder edeln Art doch so ein glücklicher Affe sein könne.« [Herder.] Je mehr Ansprüche an seine Sinne gemacht wurden, desto argwöhnischer gegen die Kunst und desto unsinnlicher wurde er.“

Nehmen wir nun noch hinzu, daß für seinen unsinnlichen protestantischen Geist der Pomp des Katholizismus keineswegs anziehend war, die mit feiner Beobachtung ästhetischer Wirkungen veranstalteten Zeremonien am Weihnachtsfest z. B. ihm „Pfützen aus einem toten Meer“ schienen und mit Sehnsucht nach dem heiligen Abend hinter der Kirche erfüllten, beachten wir, daß er keineswegs in der Bewunderung der reinen Antike so aufging, daß er nicht bald nach der Heimkehr mit Lust und Liebe sich den nordischen und modernen Gestalten der Mythologie und Poesie widmen konnte — so finden wir in Italien so ziemlich alle Keime späterer Scheidung ihrer Anschauungsweise zusammengeschlossen.

Nur allmählich brechen diese Keime auf bei bestimmten Veranlassungen. Zunächst dauerte die Intimität fort, wie denn Goethe sich um des Abwesenden Familie, dann um seinen Verbleib und um die Verbesserung seiner Lage in Weimar die zweifellosesten Verdienste erwarb. Sie überdauerte auch die von Italien mitgebrachte Abneigung Herders gegen den künstlerischen Egoismus Goethes, der „wie ein Gott im All der Natur ... auch seine Freunde und was ihm vorkommt, bloß als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Paletts, mit dem er malet.“ [Herder.] Wohl spürt Herder fortan, daß Goethes Genius nicht der seine; aber er gestattet ihm stillschweigend eine gewisse Ausnahmestellung, verlangt von dem Künstler und Dichter kein engeres Verhältnis und handelt nach seiner Frau Meinung, welche er doch durchaus nicht gelten läßt: „Er lebt eben wie ein Dichter mit dem Ganzen oder das Ganze in ihm, und da wollen wir als einzelne Individuen nicht mehr von ihm verlangen, als er geben kann.“ Anderseits opfert Goethe dieser alten Freundschaft manche Blüte seiner künstlerischen Meisterschaft. Gerade in dem Punkte der entscheidenden Differenz zwischen den beiderseitigen Naturen fügte sich bereitwillig „blindlings“ der Künstler dem nicht künstlerischen, sondern moralischen Urteil des kritischen Freundes. Daß nichts dem ethischen, unsinnlichen Empfinden Herders, der „allen Buhlereien“ abgesagt hatte, antipathischer sein konnte, als die römischen Elegien und venetianischen Epigramme, daß der streng sittliche Prediger „dies Stück von Goethes nunmehriger Existenz zwar in der Wirklichkeit duldend übergehen, schonend zudecken, aber unmöglich billigen,“ am wenigsten dessen Idealisirung und öffentliche Ausstellung als berechtigt anerkennen konnte — wer möchte darin eine engherzige, kleinliche Auffassung finden und ihm die Genugthuung nicht nachempfinden, daß der Freund diesen Bedenken stattgab?

Häusliche Sorgen Herders gaben dem Verhältnis den ersten, unüberwindlichen Stoß. Die Erziehung der Söhne brachte den dürftig besoldeten, durch viele Krankheiten, durch Aufnahme einer hinsiechenden Schwester belasteten Familienvater in große ökonomische Klemme. Als Frau Herder sich in dieser Lage hinter ihres Mannes Rücken an Goethe wendete, um ihm in heftigster, aufgeregtester Weise die Ehrenschuld des Herzogs und seine eigne Verpflichtung, für Herders Auskommen zu sorgen, ins Gewissen zu schieben, da erwiederte ihr der verletzte Anwalt des Herzogs in ebensolcher Gereiztheit: er deckte mit nüchternster

*) Suphan, a. a. O. S. 75.
**) Haym, a. a. O. S. 614 ff.

Klarheit ihre Rechenfehler auf, wies ihre Einbildung, als ob sie allein Begriff von Ehre und Gewissen habe, entrüstet zurück und legte den Finger auf den wunden Punkt in Herders ganzem Verhalten zu Herzog und Hof, daß er forderte, wo er nicht liebte, „den Beistand von Menschen suchen müßte, deren Zufriedenheit zu befördern er keinen Beruf fühlte.“ [Goethe.] Ueber diese schlimmen gegenseitigen Vorwürfe kam man nicht mehr hinaus; wir begreifen es von Goethes Seite ohne Schwierigkeit — nicht aber auch von Herders Seite?

Er befand sich in einer unverschuldeten Notlage; seine Frau vertrat die moralischen Rechte ihres in des Herzogs Dienst sich aufzehrenden Mannes, sorgte um die zur Erziehung ihrer Kinder erforderlichen, vom Herzog allerdings versprochenen Geldmittel; wie sollten beide die Kühle verstehen, womit Goethe ihren erregten Elternherzen begegnete? wie sollten sie sich zur Dankbarkeit gestimmt fühlen, als allerdings äußerlich für die Söhne gesorgt wurde, aber in einer möglichst billigen, für ihre Entwicklung unvorteilhaften Weise? Man muß sich also wohl hüten, allzu einseitig das zweifellose juristische und formale Recht Goethes zu betonen, und man muß zu Herders Gunsten noch das Mißtrauen in Rechnung bringen, womit er Goethes gesamte Stellung zu Häuslichkeit und Erziehung betrachtete. „Die Willfährigkeit gegen die herzoglichen Absichten gilt ihm mehr, als das elterliche Recht, über die Zukunft der Kinder frei und nach eignem Ermessen zu bestimmen.“ Das war aber für einen so ganz in der Erziehungsaufgabe aufgehenden Mann wie Herder, für einen so rührend um die Gesinnungsbildung seiner Kinder besorgten Hausvater eine tiefeinschneidende Frage. Herder empfand es überhaupt bitter, daß Weimar „der heilloseste Ort für die Erziehung der Kinder“ war, und wir begreifen das Urteil, wenn wir bedenken, daß die Gesellschaft, die die Heranwachsenden in ihre Mitte aufnahm, „überwiegend unter dem Einfluß des Goetheschen Geistes stand, der freilich in der Lebensansicht und Lebenssitte des weimarischen Hofes oft eine sehr trübe, wo nicht frivole Gestalt annahm.“ Gerade der begabteste Sohn August, Goethes Pate, den Goethe an sich gezogen hatte, den der ganze Hof verzärtelte, machte den Eltern die meiste Sorge: er war dem Vater entfremdet, weil er in das zerstreute, schöngeistige Wesen hineingeraten war. So mußte Herder an seinem eignen Fleisch und Bein erfahren, wohin die das gemeinbürgerliche, philiströs-sittliche Wesen verachtende Freiheit der ästhetischen Auffassung führen konnte.

Gar nicht zu unterschätzen ist endlich auch die verschiedene Stellung der alten Freunde zu den brennenden Fragen der Zeit und des öffentlichen Lebens. Herder nahm den allerwärmsten Anteil an den gewaltigen Umwälzungen des politischen Lebens, die der für Volkserziehung, für Entbindung der persönlichen Kräfte zeitlebens warm begeisterte Pädagog von der französischen Revolution für die ganze Menschheit erwartete; dagegen konnte er sich nicht im geringsten erwärmen für die Beteiligung der deutschen Fürsten, auch seines Herzogs, an der Zurückführung der alten Zustände in Frankreich. Aber man erwartete von dem amtlich und persönlich so nahe Stehenden Parteilichkeit für die Koalirten; da man das Gegenteil davon auf Umwegen erfuhr, zog sich der Herzog verstimmt und ungnädig von ihm zurück. Goethe sah in diesen politischen Anschauungen zwar nur „Meinungen über fremde Verhältnisse“; der in seiner griechischen, harmonischen Welt abgeschlossene Dichter stand den revolutionären Bewegungen ohne alle innere Anteilnahme gegenüber: seine politischen Gesinnungen fielen wesentlich zusammen mit den persönlichen Gefühlen der Zuneigung und Anhänglichkeit an seinen Herrn, und so erregten die Streifzüge, die Herder in seinen Humanitätsbriefen auf das politische Gebiet wagte, wobei er das berechtigte Ferment weiterer humaner Gestaltungen wohl unterschied von den inhumanen Erscheinungsformen, „das Mißfallen des aller Auflösung und Gewaltthat abgeneigten Künstlers, des mit Leib und Seele seinem Fürsten unbedingt ergebenen Mannes, der ein- für allemal am Bestehenden festzuhalten entschlossen war.“ Da war also kein Verständnis möglich; konnte aber Herder bei einem Freunde darauf verzichten, da dem Geschichtsphilosophen die moralisch-politischen Tendenzen aus der Tiefe seiner gesamten Anschauung erwuchsen?

Verstehen wir nicht auch, wie die gar verschiedne Stellung zu den Fragen des öffentlichen Lebens die Männer entfremden mußte, die doch durch ihren engern Beruf so stark darauf zu wirken bestimmt waren? Man betrachtet sie meist zu sehr durch die Brille des Literarhistorikers, hebt sie heraus aus dem nächsten Pflichtenkreise. Man verkennt vor allem, daß Herder, so sehr der Eindruck davon zeitweilig durch Ueberwuchern seiner weit strahlenden allgemeinen Interessen verwirrt wird, doch nicht bloß nebenher, sondern aus innerm Beruf und Trieb Schul- und Kirchenmann gewesen ist. Er hatte zur Zeit der Freundschaft mit Goethe mit seiner elastischen Gefühlsenergie es vermocht, seine naturalistische Verkündigung der „reinen Menschheitsreligion“ und seine Kanzelwirksamkeit, sein Interesse für die Anbahnung ästhetischer Reformen und seine praktische Fürsorge für die Bedürfnisse der ihm unterstellten Kirche zu verbinden. Er war bei zunehmender Entfremdung mit doppelter Energie zu seinen theologischen Studien und praktischen Berufspflichten zurückgekehrt, und fand nun bei Goethe wie beim Landesfürsten hierfür kein entgegenkommendes Verständnis. Dort war vielmehr bei der neuen, von ganz Deutschland anerkannten wunderbaren Blüte der dramatischen Kunst alles Interesse dem Theater zugewandt, über dessen Bretter zuerst die Gestalten hinwandeln sollten, deren unübertreffliche Vollendung allerdings für Weimars Ruhm mehr bedeutete, als die Errichtung einer neuen Schulstelle, die Besserstellung eines Kirchenkantors, die Aufrechterhaltung der Schulzucht. Seien wir billig! Konnte das der Standpunkt des Schulephorus, des Generalsuperintendenten sein? Mußte er nicht die Bedürfnisse der religiös-sittlichen Volksbildung höher stellen, als die unersättlichen Ansprüche des Kunstinstituts? Mußte er nicht der regelmäßigen Herbeiziehung der Gymnasiasten als Choristen und Statisten auf der Bühne entgegentreten? „Sein Freimut aber verletzte doppelt, weil er der Theaterliebhaberei des Herzogs in den Weg trat. In dem Konflikte zwischen den Bedürfnissen der Schule und denen des Hoftheaters gab es keine Wahl, jene wurden in der rücksichtslosesten Weise dieser zum Opfer gebracht; jetzt erst hatte Herder Grund zu der früher, zu Anfang seines Weimarer Aufenthalts, gleich so scharf erhobenen Klage, daß man in diesem Lande für die Erziehung des Volkes durch Kirche und Schule keinen Sinn habe.“ [Haym.]

Nachdem so auf allen entscheidenden, fürs praktische Leben wichtigen Punkten die Uebereinstimmung gewichen war, verlor sich auch das gegenseitige Vertrauen, Nachsicht und Billigkeit: jeder kleinste Vorfall vertiefte die Kluft zwischen den innerlich entfremdeten. Aber wollen wir nach allem Berichteten darin eine Schuld, eine kleinliche Gesinnung seitens Herders finden?

O B

Religion und Religionsunterricht auf den höheren Schulen

Freund und Feind des Religionsunterrichts auf den höheren Schulen oder, wie man vielleicht richtiger sagen würde, Gönner und Gegner seiner offiziellen Stellung im Lehrplan wie in der Ordnung des Abiturientenexamens, ergehen sich seit langem in Klagen darüber, wie wenig Nutzen er schafft. Ob man nun die Entrüstung der Freunde teilt oder die Geringschätzung der Gegner begreiflich findet, so wird jedenfalls zugestanden werden müssen, daß manches nicht ist, wie es sein sollte. Der Religionsunterricht leistet nicht, was man unter allen Umständen von ihm erwarten dürfte, nämlich, um es bescheiden zu sagen, die Jugend über das bloße Wissen zum wirklichen Verständnis der Religion und religiöser Dinge anzuleiten. Wo ein solches Verständnis vorhanden ist, stammt es meist aus der häuslichen Erziehung oder vom Konfirmandenunterricht her. Daß die Schulstunde hernach diese Eindrücke auch nur befestigte, geschweige sie in die Tiefe führte, läßt sich aus Erfahrung kaum behaupten. Manchem ehemaligen Abiturienten erscheint es hinterdrein wie etwas Kurioses, wenn er sich erinnert, daß er einmal in der Religion das Prädikat „gut“ erhalten hat. Die Erweckungszeit der Konfirmation, wo sie überhaupt eintritt, bleibt eben flüchtige Episode. Hernach schläft alles ein.

Woher kommt diese befremdliche Erscheinung? Es ist weder zweckmäßig noch erlaubt, die Schuld in der Person des Religionslehrers zu suchen. Man begegnet allerdings nicht selten dieser Meinung, daß die Personenfrage entscheide, daß innere Untüchtigkeit, mangelnder Glaube und Kälte der Empfindung den Erfolg verfehlen, welcher geistgesalbten Persönlichkeiten sicher sei. Allein, wenn es immer schon ein übles Ding ist, Beschwerden, die in der Sache liegen, gegen die beteiligten Personen zu erheben, so weiß überdies jeder Kundige, daß Salbung des Geistes nur dann segensreich wirken kann, wenn sie ausdrücklich und mit Bewußtsein die Schulung wissenschaftlichen Denkens sich zu Nutze machen will. Und gesetzt, es gäbe Religionslehrer, welche, sei es mit dem Mittel der Kritik oder der überlieferten Glaubenslehre, ihre Schüler der Religion entfremdeten, wäre es dann nicht an der Zeit, vielmehr die Theologie zu verklagen, in welcher sie groß geworden? Ihr muß doch wohl der Funke fehlen, der in den Herzen zündet. Sie muß nicht die Kraft der Ueberzeugung besitzen. Sie muß etwas fremdartiges an sich haben, was dem Empfindungsgange der Jugend widerspricht. Und so könnte es kommen, das eben der Vorwurf, welcher gegen den Religionsunterricht und seine Leiter erhoben wird, auf diejenigen zurückfiele, von welchen er ausgeht. Schafft eine bessere Theologie, so werdet ihr bessern Religionsunterricht haben!

Man kann von der Richtigkeit dieses Schlusses durchaus überzeugt sein, und thut doch gut, gewisse näherliegende Ursachen nicht außer Acht zu lassen. Der Religionsunterricht auf den höheren Schulen ist mit wöchentlich zwei Stunden bedacht, d. h. er gehört zu den Nebenfächern. An dieser Thatsache wird sich nichts ändern lassen. Weder gestattet die Logik des Stundenplanes, die Zahl der Stunden zu erhöhen, noch gestattet die Logik der Religion, vermittelst intellektuellen und moralischen Hochdrucks dem Nebenfache die Bedeutung eines Hauptfaches zu erzwingen. Wo man den Versuch dazu gemacht hat, ist er ohne alle Frage mißlungen. Oder soll man es für einen Gewinn erachten, welcher der Sache des Religionsunterrichts zu Gute käme, wenn der Schüler beim Herannahen der Reifeprüfung gerade gegenüber der Religion und den bekannten Anforderungen, welche vielleicht der Schulrat in diesem Gegenstande stellt, ein quälendes Gefühl der Beängstigung nicht los wird? Welchen Schatten wird dieses Verfahren nach rückwärts werfen auf den Betrieb des Unterrichts? und nach vorwärts auf das Gesamtverhalten des Jünglings wie des Mannes zur Religion? Also es muß sein Bewenden dabei haben, daß der Religionsunterricht im Lehrplan Nebenfach bleibt.

Dennoch lehrt uns ein sicheres Gefühl, daß im Erziehungsplan der Schule Religion Hauptsache bleibt. Von diesem Anspruch, das sieht ein jeder, kann nichts, nicht das Geringste geopfert werden. Einmal um der Religion willen nicht; denn entweder werden wir sie in der Schule haben, oder wir werden sie überhaupt nicht haben, trotz allen frommen Müttern, welche daheim ihres priesterlichen Amtes warten. Dann aber auch um der Schule willen nicht; denn je mehr auf der einen Seite die Maßstäbe immer nur relativ sind, welche die antike Welt uns lehrt, je verwickelter anderseits die geistigen Beziehungen der modernen Kulturwelt geworden sind, umso unentbehrlicher wird auch die Einprägung jener ebenso einfachen wie absoluten Maßstäbe, welche das christliche Gewissen binden.

In diesem Widerspruch, daß die Religion im Lehrplan Nebenfach, im Erziehungsplan aber Hauptsache sein soll, liegt die eigentliche Schwierigkeit unsrer Frage beschlossen. Man sieht, daß hier weder die Person des Religionslehrers noch auch ohne weiteres die Beschaffenheit seiner Theologie in erster Linie in Betracht kommt. Man sieht aber auch, daß der Religionsunterricht überhaupt nicht die richtige Adresse ist, an welche man gehen kann. Will man mit Erfolg Beschwerde führen, so wende man sich an die Schule im ganzen. Nur die Schule als Ganzes, worunter wir nicht bloß die Summe aller Unterrichtsfächer, sondern vor allem die ideale Einheit von Unterricht und Erziehung verstehen, kann das leisten, was man irrtümlich von der Religionsstunde erwartet, und was wir, ganz bescheiden gesagt, Verständnis für Religion nennen wollen. Ein solches Verständnis — und mehr als das, nämlich Liebe, Hingebung, innere Ueberzeugung — erwächst nur, wenn die religiöse Weltanschauung, sei es als stillschweigende Voraussetzung, sei es als unumwundnes Bekenntnis, Gemeingut der Schule wird. Wie leicht würde dann der Wahn verschwinden, der als das Glaubenshindernis schlechthin für die Gebildeten aller Altersstufen erscheint, als sei Religion etwas Apartes: mystische Andacht, geistliches Exerzitium oder gar ein Opfer des Intellekts, welches man, eine moderne Hekatombe, darbringen müsse, die Gottheit abzufinden. Aber noch einmal, der Religionsunterricht für sich, ohne die Schule oder gegen die Schule, kann unmöglich leisten, was hier gefordert wird; er wird aber leisten, was seines Amtes ist, wenn er der Mund der Schule wird und davon übergeht, wovon ihr Herz voll ist.

Reden wir damit etwa von Dingen, welche niemals waren und niemals sein werden, außer im Bereiche der frommen Wünsche oder als Ideale? Und wenn sie sich verwirklichen ließen, wäre Gefahr, daß doch vielleicht die echtesten und eigensten Bildungsziele der Schule darunter Schaden litten?

In diesem Zusammenhange schätzen wir uns glücklich, auf ein Buch verweisen zu können, welches den angestellten Erörterungen einen praktischen Abschluß giebt und alle Fragen aufsteigender Besorgnis mit freudigem Geiste verneint, ein Buch, welches nicht nur unsre Meinung bekräftigt, indem es dieselbe teilt, sondern den Thatbeweis erbringt, wie leicht es ist, die Religion, das Evangelium zum Mittelpunkte der Schule zu machen, ohne daß darum die Liebe zur Wissenschaft und der Ernst ihrer Forderungen Einbuße erfährt. Wir meinen die Schulreden von Friedrich Gustav Kießling,*) dem ehemaligen Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin.

Hier ist von der leitenden Stelle einer unsrer ältesten preußischen Schulen aus die christlich religiöse Weltanschauung zum Range einer praktischen Tagesordnung für das Leben der Schule erhoben. Man kann nicht herzlicher und überzeugter, nicht verständnisvoller und verständniserweckender die Wahrheiten des Evangeliums treiben. Man kann aber auch nicht persönlich begeisterter, nicht sachlich hingebender und eindringender die Quellen des klassischen Altertums erschließen, als Kießling in seinen Reden gethan hat. Diese Reden und die Persönlichkeit, welcher sie ihren Ursprung verdanken, sind ein weithin leuchtendes Vorbild dafür, wie Geistesbildung und Herzensglaube zum natürlichsten Bunde berufen sind. Solcher Leitung bedürfen unsre höheren Schulen. Von diesem Geiste müssen sie an Haupt und Gliedern durchdrungen sein, wenn der Religion und dem Religionsunterricht geholfen werden soll.

Man merkt den Kießlingschen Reden an, daß sie vor Alumnen gehalten sind und ein Zusammenleben von Lehrern und Schülern auch außerhalb des Unterrichts zur Voraussetzung haben. Daher die Wärme persönlichen Empfindens, die doch der Strenge des Gedankens in keinem Falle Abbruch thut. So begegnen wir einem Morgengebet, das nach einem schweren Disziplinarfall gehalten worden ist. Wie zittert da durch jedes Wort der ebenso tiefe als gerechte Schmerz eines wahrhaft väterlich gesinnten Herzens, das in der Verfehlung des Einzelnen eine Heimsuchung des ganzen Hauses erblickt. Es ist, als rührte der Stab Mosis den harten Felsen der Disziplin, um Ströme des Segens daraus hervorzulocken. Nicht anders spricht Kießling vom rechten Gehorsam und von der Kunst des rechten Lernens. Tiefsinnige Weisheit hat er dem Geheimnis der Seelenstille abgelauscht. Er mahnt mit stillem Wesen zu arbeiten, oder er redet von der Sammlung der Kraft in der Stille und im Kleinen. Erläßt er das eine mal eine Aufforderung zu ernster Selbstprüfung, so fügt er ein andermal die Anleitung hinzu zur Einkehr im eignen Innern. Zugleich aber geht er darauf aus, der jungen Seele die Schwingen zu lösen. Erneuert euch im Geiste euers Gemüts, so ruft er der Jugend ermunternd zu. Und indem er diese Parole ausgiebt, leitet er seine Hörer an, alle Höhen und Weiten menschlichen Geisteslebens zu durchmessen, auf der einen Seite die Auffassung des Berufes als einer gött-

*) Friedrich Gustav Kießling. Eine Auswahl seiner Joachimsthalschen Schulreden. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Dr. Albert von Bamberg. Berlin, Jul. Springer, 1886. (4 M.)

lichen Aufgabe und die ideale Richtung des Lebens und Strebens sich niemals abwendig machen zu lassen, auf der andern Seite aber Auge und Herz für das volle Leben in der Welt, für Freundschaft und Frühling offen zu halten. Dann wird es ihnen nicht an der Freudigkeit fehlen, welche der Redner echt evangelisch für die wahre Quelle nicht nur der Bruderliebe, sondern alles gemeinnützigen Wirkens erkennt. Wie er aber in einem seiner Vorträge ausdrücklich vom geschichtlichen Sinne geredet hat, so sind ihm zuletzt die großen Geschichtsmächte des Vaterlandes, des Altertums und des Evangeliums die breiten Voraussetzungen höheren Lebens. In der pietätvollen Unterordnung unter die sittliche Autorität des Staates, in der begeisterten Hinwendung zu den Menschheitsidealen des alten Hellas, in dem gläubigen Vertrauen zu der Person und dem Werke Christi liegt dem Verfasser die alleinige Bürgschaft wahrhaft harmonischer Bildung.

Das Große in diesen Reden ist die Straffheit des sittlichen Gedankens; dazu die vollkommene Durchdringung des Sittlichen durch das Religiöse und umgekehrt, wofür entscheidend ist, daß Demut und Dankbarkeit als die Grundelemente des sittlich-religiösen Lebens erscheinen. Und welche Genugthuung, überall auf der Wanderung durch die reiche Geisteswelt dieser Reden dem Bilde des Erlösers zu begegnen, als dem Anfänger und Vollender unsers Glaubens.

In der Richtung, die Kießling eingeschlagen, liegt u. E. der einfache Weg, die Schule zur Religion zu führen. In der Verlängerung dieses Weges wird auch der Religionsunterricht werden, was er kann, und aufhören, entweder der Supernumerarius der Schule oder das Schmerzenskind der Kirche zu sein. Sch

Der Gustav-Adolf-Verein

In wenigen Tagen hält der Gustav-Adolf-Verein zu Nürnberg seine einundvierzigste Hauptversammlung ab. Schon im Jahre 1882 hat er sein fünfzigjähriges Jubelfest gefeiert, und doch könnte man nicht sagen, daß sein Zweck, seine Bedeutung, seine erfolgreiche Wirksamkeit allen evangelischen Christen so bekannt und vertraut wäre, wie sie es sein sollten. Hier zu bessern, haben wir uns bereits nach Kräften angelegen sein lassen, und manche Spalte hat schon von der Arbeit des Vereins und den Nöten, die er lindern und womöglich heben will, berichtet. Heute widmen wir der Nürnberger Versammlung als besondern Festgruß eine allgemeinere Darstellung des Wesens und der Bedeutung des Gustav-Adolf-Vereins.

Er ist aber, um dies gleich voranzustellen, „ein Verein aller derjenigen Glieder der evangelischen Kirche, denen die Not ihrer Brüder, welche der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren, zu Herzen geht. — Die Wirksamkeit des Vereins umfaßt lutherische, reformirte, unirte, sowie solche Gemeinden, welche — wie die Waldenser — ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche sonst glaubhaft nachweisen können.“

Notstände solcher Art, wie der Gustav-Adolf-Verein sie zu heben bemüht ist, gehören ihrer Entstehung nach teils einer meist schon Jahrhunderte zurückliegenden trüben geschichtlichen Vergangenheit, teils dem allermodernsten gewerblichen Leben an.

Jene geschichtlichen Vorgänge bezeichnet man in weiterem Umfange mit dem Namen der „Gegenreformation.“ Einst waren, nach der geringsten Annahme, sieben Zehntel, nach der wahrscheinlichsten Berechnung neun Zehntel von Deutschland evangelisch. Auch im südlichen und südöstlichen Deutschland hatte die Reformation einen Siegeszug gehalten. Als Ferdinand II. 1596 die Regierung in seinen Erblanden Steiermark, Kärnten, Krain antrat, fand er die Stände und damit die überwiegende Mehrzahl des Adels bei protestantischem Glauben; in der Hauptstadt Graz befanden sich außer dem Erzherzog nur drei Katholiken. Es hat Jahre gegeben, wo man selbst in Wien keine Frohnleichnamsprozession halten konnte — aus Mangel an Teilnehmern. In Italien hatte eine mächtige evangelische Bewegung Wellen geschlagen; nicht einmal Spanien blieb unberührt vom Wehen reformatorischen Geistes. In Frankreich, Ungarn, Polen schwankten die Wagschalen; in Böhmen war der Geist Hussens niemals ganz erloschen. Aber der „großen Macht und vielen List“ der Gesellschaft Jesu und ihrer Helfershelfer gelang es, die frischkeimende Saat weithin zu ersticken; auch in Nord- und Mitteldeutschland wäre es geschehen, wenn nicht Gustav Adolf mit seinem Heldenschwert dazwischen getreten wäre. Spaniens und des Papsttums Inquisition, Frankreichs Guisen, die Bartholomäusnacht und die Dragonaden, in Belgien Albas Henkerschwert schafften blutige Rückkehr zur alten Kirche. Wenn in Ungarn etwa ein Drittel der Bevölkerung evangelisch blieb, so war es doch nur den Türken zu verdanken: „Die Verfolgungen der Protestanten in Ungarn haben die der Hugenotten unter Ludwig XIV. übertroffen.“ Unter Maria Theresia hörten dort zwar die Hinrichtungen auf, aber keineswegs mannichfaltige Verfolgungen, Bedrückungen und Qualen; Jesuiten raubten die Kinder aus gemischten Ehen; katholische Gräfinnen ließen ihre evangelischen Unterthanen in finstere Kerker werfen und peitschen, bis sie ihren Glauben abgeschworen hatten. Dennoch blieben allenthalben — abgesehen von Spanien, wo das Zerstörungswerk allzu gründlich gelungen — Trümmer übrig, auseinander gerissene Steine, welche dem Bau der evangelischen Kirche wieder eingefügt werden wollen. Diese also bilden den einen Teil der sogenannten evangelischen „Diaspora“ — unsrer evangelischen Brüder in der Zerstreuung, von denen es in dem preußischen Kirchengebet heißt, „daß sie mit uns denselben teuern Glauben empfangen haben, dermalen aber noch in vieler Gefahr, Not und Verfolgung leben.“

Sodann aber entsteht auch immer eine neue Diaspora durch die, wie man gesagt, moderne Völkerwandrung: durch die Bewegungen des gewerblichen Lebens, die Anlagen von Fabriken und Werkstätten, welche Scharen evangelischer Arbeiter plötzlich in die Mitte katholischer Bevölkerungen wirft, durch die Freizügigkeit, durch Versetzung evangelischer Beamten in Gegenden, wo sie zunächst für ihre religiösen Bedürfnisse keine Befriedigung finden, auch der evangelischen Schule für ihre heranwachsenden Kinder entbehren. Da erwacht gerade bei solchen Versprengten vielfach das Verlangen nach kirchlicher Versorgung, nach Predigt und Sakrament; es entsteht bei Anschauung und Vergleichung des römischen Wesens die Wertschätzung des bis dahin vielleicht gering geachteten heimatlichen Erbgutes: sie verlangen nach gemeindlichem Zusammenschluß; sie mögen die Kinder doch nicht gerade römisch-katholisch werden sehen. Meistenteils sind nun aber alle diese Leute nicht in der Lage, sich selbst Kirchen- und Schuleinrichtungen zu erstellen; die deutschen Lutheraner namentlich aber sind es auch allzu wenig gewöhnt, dergleichen selbst zu beschaffen, da man solche Sorge vielmehr gemeiniglich der Obrigkeit überlassen durfte.

Nun hat es zwar auch in vorigen Zeiten nicht ganz an Hilfeleistung für bedrängte und bedürftige Glaubensgenossen gefehlt. Hochherzige Fürsten, freie Städte, die niederländischen Generalstaaten, die Unterstützungskassen des 1653 auf dem Regensburger Reichstage konstituirten Corpus Evangelicorum, einzelne fromme Männer, wie allen voran der Nürnberger Kaufmann Tobias Kießling, auch die Baseler Christentumsgesellschaft, haben — wir erzählen wohl einmal mehr davon — außerordentlich Anerkennenswertes geleistet; gleichwohl hat es bis zur Gründung des Gustav-Adolf-Vereins „die riesigsten Notstände in der evangelischen Kirche gegeben, Hunderttausende von Protestanten, die ohne Gottesdienst und Gemeinde, ohne Unterricht im Evangelium und heiliges Abendmahl leben und sterben mußten, und niemand fragte darnach, ja kaum wußte jemand davon.“

Der Gustav-Adolf-Verein ist nicht gegründet worden; er ist wie von selber entstanden.

Die Stätte bei Lützen, wo Gustav Adolf seine Heldenlaufbahn vollendet hatte, war bis zum Säkularjahr seines Todes 1832 nur durch einen unfern gelegenen erratischen Block bezeichnet, welchen sein Sattelknecht Erichson nach der Schlacht mit Hilfe eines Dutzend Bauern aus dem benachbarten Dorfe Meuchen unter Schweiß und Thränen dahingewälzt hatte. Aus Anlaß der zweihundertjährigen Gedächtnisfeier jenes 6. (16.) Novembers bildete sich ein Komitee, um dem gefallenen Könige ein

würdiges Denkmal zu setzen. Die Anregung gab ein Gespräch des Superintendenten Dr. Großmann aus Leipzig mit dem Dompropst von Holleufer aus Magdeburg. Da trat im Dezember der Kaufmann Schild aus Leipzig, welcher seine Jugendjahre in London verlebt und dort manchmal zu Pennysubskriptionen beigesteuert hatte, mit dem Vorschlage hervor, auf ähnliche Weise eine Sechsersammlung in Deutschland zu veranstalten: ihr Ertrag würde die Kosten des Denkmals übersteigen. Wenige Tage darnach (am 14. Dezember) brachte das Leipziger Tageblatt einen neuen Aufruf — darin ist nicht mehr bloß von dem steinernen, sondern von einem lebendigen Denkmal die Rede, nämlich von einer Anstalt zu brüderlicher Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen. Dieser Aufruf war unterschrieben von Großmann, den Archidiakonen der beiden Hauptkirchen, Bauer und Goldhorn, dem Stadtrat Junghans und den Kaufherren Lampe und Schild. Ebenso wie in Leipzig bildete daraufhin auch in Dresden sich ein Verein. Dem dortigen Hofprediger Käuffer gelang es, den Erzbischof Wallin zu Upsala und durch diesen den König von Schweden für die Sache zu gewinnen, und es kamen aus dem armen Lande durch Kollekten über 10000 Thaler ein. Indessen im allgemeinen war jener Aufruf doch ziemlich ungehört verhallt; nach neun Jahren waren nicht viel über 12000 Thaler beisammen.

Da geschah es, daß völlig unkundig jener Vorgänge in Sachsen, angeregt durch die Notiz einer Zeitung über den kirchlichen Eifer französischer Katholiken, welche ihm zufällig zur Hand kam, der Hofprediger Dr. Zimmermann in Darmstadt einen Aufruf an die evangelische Christenheit deutscher Zunge erließ zur Unterstützung notleidender Evangelischer, und sein lebendiges Wort zündete weit und breit in vielen Herzen. Im Jahre 1842 traten die Vereine von Darmstadt und Leipzig an letzterem Orte zu dem „Evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung“ zusammen, mit dem Wahlspruche des paulinischen Wortes Galat. 6, 10: „Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.“

Noch folgenreicher war der zweite Vereinstag zu Frankfurt am Main 1843, wo neunundzwanzig Vereine vertreten waren und außerdem die Abgeordneten von acht Schweizer Vereinen erschienen. Man entwarf das Statut eines großen deutsch-evangelischen Gesamtvereins, die Grundlage jener überaus glücklichen Organisation, „die unsern Verein zum freiesten und lebendigsten aller kirchlichen Vereine gemacht hat“: Zweigvereine in beliebiger Abgrenzung, aber in jedem größern staatlichen oder provinziellen Ganzen zu Hauptvereinen zusammengefaßt, und über allen ein je von den großen Jahresversammlungen des Gesamtvereins gewählter Zentralvorstand mit festem Sitz in Leipzig; jeder Zweigverein berechtigt, ein Drittel seiner Einnahme selbst zu verwenden, das übrige aber dem betreffenden Hauptvereine einzusenden verpflichtet, der bei ähnlicher Drittelung wieder zwei Drittel dem Zentralvorstande überweist, dabei auch für eins dieser Drittel Bestimmungen zu äußern berechtigt ist. Die Glanzpunkte des Vereinslebens sind allemal jene Hauptversammlungen, bei denen es, neben Festpredigten, Beratungen, festlichen Veranstaltungen mancherlei Art, Brauch geworden ist, durch eine große „Liebesgabe“ einer besonders bedrängten Gemeinde besonders reichliche und wirksame Hilfe zu leisten. Und wie ergreifend ist es, dann aus allen möglichen Ländern Klagen nicht nur — und diese freilich in großer Fülle —, sondern auch ermutigendes Glaubenszeugnis zu vernehmen und sich der Begegnung mit so vielen auserlesenen Männern der evangelischen Christenheit zu freuen. Wenn irgendwo, so tritt auf diesen Versammlungen auch die protestantische Gemeinschaft Deutschlands einmal zu Tage.

An Angriffen und Gegnerschaft hat es natürlich auch diesem Vereine nicht fehlen können. In erster Reihe stand eine sehr seltsame Kabinetsordre Königs Ludwig I. von Baiern vom 10. Februar 1844 (gegengezeichnet von Abel), welche nicht nur für Baiern den Verein selbst verbot, sondern sogar auch die Annahme seiner Gaben. „Dabei behalten wir uns für den kaum zu erwartenden Fall, daß Beamte oder Geistliche solcher Uebertretung sich schuldig machen sollten, die bezüglich des Dienstverhältnisses nach Maßgabe der bestehenden Gesetze zu treffenden besondern Einschreitungen und Verfügungen vor.“ Erst das Jahr 1848 hat hier Wandel geschaffen. Selbst in Preußen konnte man, obwohl das Herz des Volkes ebenso wie des Königs Friedrich Wilhelms IV. dem hohen Gedanken des Vereins entgegenschlug, seitens der Regierung sich nur sehr allmählich mit dem Gedanken eines Vereins befreunden, der seinen Mittelpunkt in Sachsen — also im Auslande — hatte. Es war ein außerordentlich schöner Augenblick im Vereinsleben, als endlich im September 1844 zu Göttingen die preußischen Vereine den übrigen die Hand reichen konnten. „Segne, o Gott, diesen Tag, dem meine Wünsche und Hoffnungen lange entgegengesehen haben,“ rief der ehrwürdige Großmann in tiefer Bewegung aus. Trübe Zeiten freilich sollten bald genug folgen. In eine außerordentlich gefährliche Lage kam der Verein, da der Königsberger Hauptverein 1846 als seinen Abgeordneten den vormaligen Divisionsprediger Dr. Rupp entsandte, welcher infolge von Streitigkeiten mit seiner Kirchenbehörde aus der Landeskirche ausgeschieden war und eine sogenannte freie Gemeinde gegründet hatte; alle kirchlichen Meinungsverschiedenheiten schienen bei diesem Anlaß zum Austrage, alle vorhandene Verstimmung zum Ausbruch kommen zu sollen. Mit Mühe gelang es auf der Hauptversammlung zu Darmstadt 1847, eine die meisten befriedigende Einigung zu erzielen und so „der evangelischen Diaspora ihren barmherzigen Samariter zu erhalten,“ den die heraufziehenden Stürme des tollen Jahres ohnedem bald zu verschlingen drohten. Die Einnahmen sanken wieder bis auf ein Drittel der früheren herab. Gleichwohl, die besten, treuesten Freunde hielten aus, und seit 1850 durfte die Liebesthätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins sich fortdauernd immer kräftiger entfalten. Nicht nur war — seit 1848 — Baiern hinzugetreten; auch in Oesterreich wurde 1861 der Anschluß an den Verein gestattet, sodaß sich dort zwei Hauptvereine — zu Wien und Mediasch (in Siebenbürgen) — bildeten; im damaligen Deutschland fehlten schließlich nur die drei L (Luxemburg, Lauenburg und Liechtenstein). Auch in den Niederlanden entstand ein verwandter Verein. Segensreich wurden auch die Vereinsbildungen, welche nun in der Frauenwelt und in studentischen Kreisen sich erhoben. Für die Frauenvereine wurde der Anfang in Berlin gemacht durch musikalische Aufführungen seit 1851; für die Studentenvereine ist das Anfangsjahr 1862: ihrer giebt es zur Zeit elf, nachdem im Jubeljahre 1882 auch Straßburg hinzugekommen ist.

Es ist begreiflich, daß keine der großen Gesamtversammlungen so besucht, so festlich bewegt war, wie diejenige des genannten Jahres zu Leipzig. Der Festprediger, Oberhofprediger D. Kögel, hatte zu seinem Texte den 46. Psalm gewählt; sein Gegenstand war „Das Lutherlied am Jubeltage des Gustav-Adolf-Vereins: 1. wir loben: Ein' feste Burg ist unser Gott; 2. wir bekennen: Mit unsrer Macht ist nichts gethan; 3. wir protestiren: Und ob die Welt voll Teufel wär; 4. wir triumphiren: Das Wort sie sollen lassen stahn; er schloß mit dem Wunsche, daß der Verein allezeit mit Augsburg jenes erste, mit Magdeburg das zweite, mit Speyer das dritte, mit Wittenberg das vierte sprechen möge. An die Leipziger Tage schloß sich eine ebenso herrliche und unvergeßliche Feier auf dem Schlachtfelde von Lützen. Hier war es der Prälat D. von Gerok, durch so viel köstliche Gedichte weit über sein schwäbisches Land hinaus im ganzen Vaterlande bekannt, der das Weihewort sprach: „Da nahm Samuel einen Stein und sprach: Bis hieher hat uns der Herr geholfen.“

Seitdem hat der Verein getagt zu Lübeck, Wiesbaden, Eisenach und Düsseldorf. Möge die heurige Versammlung in der gastlichen, ehrwürdigen Reichsstadt Nürnberg eine besonders gesegnete sein.

H

Das christliche Bekenntnis und die Germania

Zur Entgegnung

Was ultramontane Blätter aus Anlaß der Konstituirung des Evangelischen Bundes in Frankfurt geschrieben und gescholten haben, beweist besser als alles andre, daß jene That kein Schlag ins Wasser gewesen ist. Mit diesen Zornesausbrüchen im ein-

zelnen uns auseinanderzusetzen, dazu haben wir weder Neigung noch Raum. Auf einen Leitartikel jedoch können wir nicht schweigen, welchen die Berliner „Germania“ in Nr. 188 unter der Ueberschrift: „Interessante Bekenntnisse einer protestantenvereinlichen Seele“ unserm Blatte gewidmet hat. Sie sucht darin unsern Aufsatz in Nr. 34: „Der Streit ums Bekenntnis und der Evangelische Bund“ für ihre Zwecke fruchtbar zu machen.

Während unser Blatt von der Eichsfeldia seinerzeit als Organ der Mittelpartei begrüßt wurde, empfängt es von der Germania den Titel: „das neue Organ des Protestantenvereins.“ Daraufhin kann dieselbe dann unsern Spalten die „interessante Thatsache“ entnehmen, „daß man nun auch gar auf protestantenvereinlicher Seite ... schon [am Ev. B.] zu kritisiren und zu nörgeln beginnt.“

Die Germania liest unser Blatt so aufmerksam, daß sie nicht einmal bemerkt hat, wie in jener selben Nr. 34 unmittelbar vor dem von ihr so interessant erfundenen Artikel ein andrer sich befindet, der die Unrichtigkeit ihrer Klassifizirung auch einem blöden Auge deutlich machen muß. Denn dieser Artikel wendet sich eben gegen jene „Denkrichtung, welche im wesentlichen die des »Deutschen Protestantenvereins« ist“ (S. 322). Allerdings ohne gleich zu verketzern und zu verdammen, in sachlicher Auseinandersetzung: für eine solche Art, prinzipielle Meinungsverschiedenheiten auszutragen, fehlt der Germania, wie Figura zeigt, jede Wahrnehmung. Wir fordern aber hiermit die Germania auf, ihren Irrtum zu berichtigen; widrigenfalls müßten wir feststellen, daß sie im Punkte der Wahrhaftigkeit auf demselben Niveau steht, wie ihre Kollegin, die Eichsfeldia, und mit bewußten Wahrheitsentstellungen umgeht. Die Eichsfeldia hat uns nämlich seit dem Vorhalt, den wir ihr in Nr. 24 gemacht haben, nicht weniger als drei Nummern lang geschmäht, hat aber dabei die von uns geforderte Berichtigung, das Lutherlied betreffend (S. 230) — nicht übers Herz gebracht. Wir sind damit jeder Verpflichtung, ihr zu antworten, gänzlich überhoben, und wollen nun abwarten, ob die Germania sich anders bewähren wird.

Die Taktik, welche die Germania damit verfolgt, daß sie uns als Organ des Protestantenvereins bezeichnet, ist durchsichtig genug. Nichts ist ihr unbequemer als die im Evangelischen Bunde — Gott sei Dank! — Rom gegenüber Thatsache gewordene Verständigung der kirchlich-konservativen mit den kirchlich-freisinnigen Gliedern der evangelischen Kirchen zu gemeinsamem Widerstande. Da wir nun an dieser Verständigung unsern bescheidnen Anteil haben, ja geradezu diejenigen Elemente der sogen. kirchlichen Rechten mehrfach vertreten haben, welche bereit sind, ohne Aufgabe ihres in besonderm Sinne bekenntnistreuen Standpunkts mit der sogen. kirchlichen Linken zusammenzuarbeiten und zusammenzukämpfen, versucht die Germania, uns bei ebendiesen Elementen zu diskreditiren. Sie führt zu diesem Zwecke Aeußerungen der Allg. Ev.-Luth. Kz. gegen uns ins Feld (wir sprechen derselben deshalb unser Beileid aus — aber es kann dem Besten so etwas begegnen!) und ruft die Schatten der Gerlach, Strosser und Markard zu Hilfe:

> Hoffentlich leben noch Männer wie Gerlach, Strosser, Markard und Andere auf jener Seite, die der Wahrheit und der Ehre Zeugnis gebend bekennen werden, daß die gläubigen Katholiken ihnen doch näher stehen, als jene protestantenvereinlichen Leugner der Gottheit Christi!

Die Germania mag sich beruhigen. Die Zeit der Gerlach, Strosser und Markard ist vorüber. Sie ist vorüber, wie leider auch die Zeit der Günther, Sailer und Wessenberg vorüber ist. Die konfessionelle Lage Deutschlands hat sich in den letzten Jahrzehnten völlig umgestaltet. Das vatikanische Konzil ist der Markstein einer durchaus eigenartigen modernen Entwicklung des römischen Katholizismus. Die seitdem ganz dem jesuitischen Geiste ausgelieferte römische Kirche ist für den deutschen Protestantismus eine so gefährliche Nachbarin geworden, daß dieser sich mit allem Ernst in Kriegsbereitschaft setzen muß.

Unsre Gegner freilich rechnen auf die innere Verheerung, welche die „alte protestantische Krankheit der Uneinigkeit“ [Worte der Germania] in unsern Reihen nach wie vor anrichten wird. Und die Germania sucht diese Krankheit jetzt mit allen Kräften zu verewigen, wo sie merkt, daß in einer wichtigen praktischen Frage ein Versuch der Einigung im Evangelischen Bunde gemacht wird. Sie wütet um so mehr, je deutlicher es ihr aufgeht, daß dieser Versuch schon heute nicht ohne Erfolg ist. Und ihr Mittel? Es ist das altprobate: Aufhetzung der kirchlich-konservativen gegen die kirchlich-liberalen Elemente im deutschen Protestantismus. Vorspiegelung einer Solidarität der Interessen zwischen unsern Bekenntnistreuen und Rom. Empfehlung der römischen Kirche als der alleinigen festen Bürgin des alten, echten, christlichen Bekenntnisses.

Aber das Mittel fängt an, seine Wirkung zu verlieren. Kein Wunder, wenn man so plump danebengreift, wie in unserm Falle. Es ist einfach lächerlich, wenn die Germania versucht, jenen Bekenntnis-Artikel unsers Blattes als „protestantenvereinlich“ zu verdächtigen. Derselbe ist gerade um der Bekenntnistreuen willen aus Ehrfurcht vor den alten Bekenntnissen unsrer Kirche und aus Ehrfurcht vor der Gewissenhaftigkeit evangelischen Bekennens überhaupt geschrieben. Das wird die Germania nicht begreifen; man kann's auch von ihr nicht verlangen. Wir bekennen uns wahrlich mit aller Freudigkeit zu Christus, dem eingebornen Sohne des lebendigen Gottes; wir haben mit gutem Gewissen dem Bekenntnisparagraphen des Bundes unsre persönliche Zustimmung gegeben, wenn wir auch meinten, daß der Bund als solcher es durchaus nicht nötig hatte, überhaupt eine Bekenntnisformel aufzustellen. Allen thörichten Schlüssen, welche die Germania daraus ableitet, setzt der ganze Charakter unsers Blattes ein Halt! entgegen, und bei keinem aufmerksamen und aufrichtigen Leser können über den positiven Sinn und Zweck unsrer Arbeit Zweifel bestehen.

Und die ultramontane Germania will uns Bekenntnistreue lehren? In Rom soll der Glaube an Jesus Christus, den eingebornen Sohn Gottes, seine unbestrittene Heimat haben? Dort ist man des „Einen Notwendigsten“ so sicher? Wem erzählt die Germania solche Märchen? Ich wiederhole, was ich in Nr. 34 geschrieben habe: Was bedeutet das Apostolikum für Rom? Der sogenannte römische Katechismus aus dem sechzehnten Jahrhundert teilt das apostolische Glaubensbekenntnis in zwölf Artikel ein und giebt einem jeden solchen Artikel einen der zwölf Apostel zum Urheber. Diese stückweise Feststellung des Apostolikums durch die zwölf Apostel, von welchen jeder Protestant weiß, daß sie Sage ist und nicht Geschichte, ist jeder katholische Christ gebunden zu „glauben,“ d. h. für wahr zu halten. Wir nehmen an, daß alle guten Katholiken dies thun, auch daß sie den Inhalt der einzelnen zwölf Artikel nicht in Zweifel zu ziehen wagen. Aber kein moderner Katholik findet in dem Apostolikum „den Glauben,“ der alles Notwendige in sich schließt, den Glauben, den evangelische Bekenntnistreue darin findet, den Glauben, den Luther in seinen Erklärungen der Gemeinde ans Herz gelegt hat, den Glauben, von welchem die Apologie der Augsburgischen Konfession redet, wenn sie urteilt: am Apostolikum könne man recht lernen, was Glaube sei, könne man recht erkennen, daß allewege, wo vom Glauben die Rede, nichts andres als Gegenstand des Glaubens verstanden werden dürfe, denn die Vergebung der Sünde durch Christus! Mögen doch diejenigen kirchlich-konservativen Protestanten, welche von einer Glaubenseinheit mit dem römischen Katholizismus auf Grund des gemeinsam anerkannten Apostolikums träumen, die Katholiken fragen: wie sie zur Lutherschen Erklärung des Apostolikums stehen? Wir richten hiermit an die Germania diese Frage. Aber da die römische Kirche Luthers Katechismus verdammt hat, so wissen wir, welche Antwort kommen muß. Einer von beiden Teilen nur kann das Apostolikum richtig verstehen, die Katholiken oder wir Evangelischen. Nur wer das ganze evangelische Verständnis des Apostolikums nicht hat, kann davon schwärmen, daß dieses Bekenntnis ein gemeinsames Besitztum der Evangelischen und Römischen sei. „Die Gegner wissen nichts vom Glauben, wissen nicht, was Glaube ist,“ so haben unsre Reformatoren unzähligemale von den Päpstlichen gesagt, und so sagen wir noch heute mit ihnen.

Die Römischen lassen's uns gern hören — und auf schwache Protestanten macht es wohl Eindruck —, daß sie mehr glauben als wir. Ja in dem Sinne, wie neulich ein römischer Priester

vor einem meiner Bekannten seinem Kollegen, einem Jesuitenzögling, es nachrühmte: „Der glaubt noch mehr, als er glauben muß." Das ist eine für protestantische Empfindung unerhörte Rede; denn für uns giebt's im Glauben kein Plus und kein Minus, sondern entweder glaubt man oder man glaubt nicht, und wenn ein Unterschied vorhanden ist, so ist es der des starken und des schwachen Glaubens. Aber drüben versteht man eben unter Glauben nichts weiter als das Fürwahrhalten der kirchlichen Ueberlieferung; da kann man so nach Quantitäten messen. Wir würdigen, wie unsre Reformatoren, wenn wir genau reden, nur den Glauben dieses Namens, der Vertrauen auf Gottes unverdiente und unverdienbare Gnade ist.*) Ein Funke solchen Vertrauens im Herzen ist mehr wert als das gehorsame Unterschreiben großer Mengen von überlieferten Lehren. Ja, wenn es nicht in solchem herzlichen Vertrauen wurzelt, ist das Anerkennen aller Lehren, und wären sie die ehrwürdigsten und korrektesten, religiös völlig wertlos. Von solchem christlichen, evangelischen Glauben mögen auch viele fromme Katholiken etwas haben (der Geist wehet, wo er will; Gott weiß sich auch unter dem Papste noch Kinder zu erwecken); aber ihre Kirche macht es ihnen schwer, dazu zu kommen.

Und noch einmal das Apostolikum. Uns Protestanten ist es, wie Luthers Erklärung beweist, recht verstanden der Inbegriff der gesamten christlichen Offenbarung, unsers gesamten Heilsglaubens; für Rom ist es weiter nichts als ein Stück aus dem Raritätenschranke kirchlicher Tradition, das man aufbewahrt, ohne es recht zu nützen. Oder wird ein Protestant der römischen Kirche zugeben können, daß sie den Artikel „Ich glaube eine Vergebung der Sünden" recht nütze? Wie sie in diesem Stücke steht, lehrt z. B. in derselben Nummer, welche der Germania so interessant gewesen ist, auf S. 329 die Erzählung des Bonifaziusblattes vom Gewichte des Rosenkranzes! Ja, wie ernstlich glaubt ihr an Gott, den Allmächtigen, der uns wider alle Fährlichkeit beschirmet und vor allem Uebel behütet und bewahret, — die ihr ihn verschwinden laßt hinter Hunderten von Nothelfern! Wie fromm erhebt ihr Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, — die ihr seine Mutter über ihn erhöhet habt, als der nicht unser Mittler sei, sondern der erst wieder eine liebreiche Mittlerin bedürfe, um uns gnädig zu sein! Wie fein ehrt ihr den heiligen Geist, da ihr das Volk in lauter Aberglauben, Sinnlichkeit und äußerem Zeremoniendienst gefangen haltet! Was braucht ihr das Apostolikum? Euer Glaubensbekenntnis ist kurz: „Ich glaube an die heilige römische Kirche und an den Papst, ihr unfehlbares Haupt." Daraus allein könnt ihr die Menge dessen, was ihr „glaubt," ableiten. Gefällt's ihm, dem Papste, so werdet ihr morgen ein neues Dogma „glauben," von welchem das Apostolikum nichts weiß und neunzehn Jahrhunderte der Kirche auch nicht, wie wir das 1854 und 1870 erlebt haben. Das Apostolikum und die ganze kirchliche Ueberlieferung bewahrt ihr daneben so treu — wie ein Antikenkabinet die Münzen der Vergangenheit: es ist nicht die Münze, die kursirt; man zeigt sie nur gelegentlich gutmütigen Protestanten, um sie von der kirchlichen Solidarität — gegenüber dem Protestantenvereine zu überzeugen! Auf einen rechten evangelischen Christen kann aber diese Art Treue gegen die Ueberlieferung keinen Eindruck machen.

Damit genug für diesmal. Die Germania wird uns nicht lehren, was Glauben heißt. Die Germania wird uns nicht lehren, was wir am Apostolikum haben. Die Germania wird uns nicht lehren, was es heißt, Christum bekennen. Wenn wir gegen die Germania, gegen Rom streiten, so geschieht es darum, weil die römische Kirche Gott und unserm Heiland Jesus Christus nicht die Ehre giebt, die ihnen gebührt; weil in ihrer Mitte selbst der Unglaube thront, der die Seelen nicht zum Frieden kommen läßt, vielmehr Tausende zu Leichtsinn und falscher Sicherheit verführt; weil sie den Sieg der Kirche über die Welt hemmt und hindert durch das Zerrbild von Kirche, welches sie darstellt. Noch immer trennt uns von Rom und sammelt uns wider Rom dasselbe, was unsre Reformatoren zwang zum Bruch mit Rom: unser christliches Bekenntnis. R

*) Vergl. die Artikel „Glaube" in Nr. 5 und „Ist religiöser Zweifel Sünde?" in Nr. 23 d. Bl., auch etwa „Der Sündenfall" in Nr. 19.

Verschiedenes

(Evangelische Arbeitervereine) Noch Oechelhäuser hat in der kürzlich im Gemeindeblatt besprochenen Broschüre über „Die sozialen Aufgaben der Arbeitgeber" von einer antisozialistischen Organisation der Arbeiter nichts gehört. Wir möchten dem gegenüber die sehr erfreuliche Thatsache feststellen, daß sich jetzt überall die Gründung von evangelischen Arbeitervereinen regt. In Baiern giebt es 33 solcher Vereine, der älteste in München. Im letzten Jahre bildeten sich nicht weniger als 26 neue Vereine, darunter der zu Ansbach und Bayreuth mit je über 200 Mitgliedern. In Schlesien hat gleichfalls die Gründung von evangelischen Arbeitervereinen begonnen, zunächst in Breslau. In Rheinland-Westfalen begann 1882 die Gründung solcher Vereine in Gelsenkirchen. Ein Lehrer und ein schlichter, ehrenfester Bergmann waren die Väter des Vereins. Die Vereine, welche soeben zu Iserlohn ihr drittes Verbandsfest in erhebendster Weise gefeiert haben, zählten schon im Jahre 1885 über 15000 Mitglieder, jetzt gewiß noch viel mehr.
Die evangelischen Arbeitervereine Westfalen-Rheinlands haben in ihren Statuten Treue gegen die evangelische Kirche und Treue gegen Kaiser und Reich, sowie Förderung der eignen Standesinteressen durch engen Zusammenschluß als wichtigste Grundgedanken des Vereinslebens ausgesprochen. Bemerkenswert aber im höchsten Grade ist es, daß diese Vereine gerade in Rheinland-Westfalen, Baiern und Schlesien, d. h. an Punkten, wo der Ultramontanismus in kompakten Massen und mit schärfster Angriffstendenz auftritt, zuerst entstanden sind. Um nicht von den Kaplansvereinen aufgesogen zu werden, dazu haben sich die evangelisch denkenden Arbeiter zusammengeschart. Die rheinisch-westfälischen Vereine besitzen in dem „Evangelischen Arbeiterboten" ein ihre Interessen mit gutem Erfolge vertretendes Organ. Diese Vereine bilden einen höchst erfreulichen, der schönsten und fruchtbarsten Entwicklung fähigen Keim. Sie verdienen daher allseitige Pflege, moralische wie geistig-literarische Unterstützung. Th B

(Deutscher Kirchengesangverein) Der sechste Verbandstag der deutschen Kirchenchöre wird, wie definitiv festgestellt ist, in Berlin vom 11. bis 13. Oktober stattfinden. Das Programm für diese Festversammlung ist unter Zustimmung des Zentralvorstandes folgendermaßen zusammengesetzt:
Dienstag, 11. Oktober, nachmittags 3 Uhr: Sitzung des Zentral-Ausschusses. Abends 7½ Uhr: Begrüßungsversammlung der Festgenossen im großen Saale des Architektenhauses, Wilhelmstraße 92. — Mittwoch, 12. Oktober, vormittags 10 Uhr: Generalversammlung in der Dreifaltigkeitskirche. Abends 7 Uhr: Kirchliche Feier mit reicher musikalischer Ausstattung, in der hoffentlich zu bewilligenden Garnisonkirche. Eine Anzahl hiesiger Kirchenchöre wird unter Leitung des Prof. Succo folgende Chöre zu Gehör bringen: Ps. 43 von Mendelssohn; „Ehre sei dem Vater," achtstimmig von demselben; „Schaff in mir Gott" von Hammerschmidt; „Ehre sei Gott in der Höhe" von Nicolai; „Gnädig und barmherzig," siebenstimmig von Grell; „Wie schön leuchtet" von Prätorius; „Sanctus," sechsstimmig mit deutschem Text von Palästrina; das „Agnus Dei," mit deutschem Text aus der sechzehnstimmigen Messe von Grell. — Donnerstag, 13. Oktober, vormittags: Besichtigung der hiesigen königl. Sammlungen oder Ausflug nach Potsdam. Nachmittags 5½ Uhr: Aufführung der königl. Singakademie: Seb. Bachs Oster-, Himmelfahrts- und Pfingstkantaten mit Orchesterbegleitung. Zu dieser Aufführung, die für den Kirchengesangverein stattfinden wird, sind Billets nicht käuflich; dagegen werden zu der Generalprobe, deren Termin noch nicht ganz feststeht, Billets zu 1,50 M. ausgegeben werden. — Abends 8½ Uhr wird noch eine gesellige Schlußversammlung in einem näher zu bestimmenden Lokale stattfinden.

(Allgemeine lutherische Konferenz in Hamburg) In der zweiten Woche des Oktober wird in Hamburg die fünfte Allgemeine lutherische Konferenz abgehalten werden. Die Predigt wird Pastor Becker-Kiel halten. Hauptversammlung am 12. Oktober: Die Stellung und Aufgabe der evangelisch-lutherischen Kirche gegenüber dem Vordringen der römischen Kirche in der Gegenwart (Referent: Domherr und Professor D. Luthardt-Leipzig). Hauptversammlung am 13. Oktober: Glaube und Werke in Bezug auf die besondern Aufgaben der evangelisch-lutherischen Kirche in unsrer Zeit (Referent: Superintendent Dieckmann-Verden).

(Der Geistliche und die moderne Gesellschaft) Der so betitelte, bereits in Nr. 28 bis 30 d. Bl. veröffentlichte Vortrag des Pastor Primarius Dr. Katzer zu Löbau i. S. ist im Verlage von Fr. Wilh. Grunow als Broschüre erschienen (0,60 Mk.).

(Druckfehler) Erst spät bemerke ich ein fatales Druckversehen in Nr. 35: die S. 335, Anm. erwähnte königl. Kabinetsordre stammt nicht vom 29. Januar 1887, sondern vom 29. Januar 1847 D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig